

Ein koptischer Zauberpapyrus in Gießen

Von Dr. Olaf Schneider

Kleinere, oft unbewusste magische Rituale, den Blick ins Horoskop oder den Besuch bei einem der sogenannten Gesundbeter, wie sie heute noch im benachbarten Westerwald anzutreffen sind, erleben wir im Alltag. Magie und Aberglauben haben die Menschheit wohl schon immer begleitet. Das zeigt auch ein koptischer Zauberpapyrus aus der Gießener Papyrussammlung. Er ist schon deshalb besonders, weil sich davon zwei Blätter zusammen in Gießen erhalten haben (P. land. 9 A und B).

Eine erste Datierung und Zuordnung des Stückes lässt sich über die verwendete koptische Schrift vornehmen. Beim Koptischen handelt es sich um die letzte Stufe der ägyptischen Sprache (seit ca. 100 n. Chr.), die bis heute in der Liturgie der dortigen koptisch-orthodoxen Kirche fortlebt. Seit etwa dem 2. Jahrhundert wird dafür eine eigene Schrift verwendet, die überwiegend auf dem Griechischen – der oströmischen Verwaltungssprache – basiert, aber acht ältere ägyptische Zeichen hinzunimmt, um spezielle Laute darstellen zu können. Durch die Verbreitung des Christentums setzte sich das Koptische endgültig gegen ältere Schriften wie die Hieroglyphen durch.

In die Zeit zwischen 400 und 600 gehört unser Papyrus. Im Kern ist er zwar christlich, darüber hinaus enthält er aber auch eine Mischung synkretistischer Elemente. Seine Basis bildet das nicht biblische „24. Gebet, das die Jungfrau Maria am Tage ihres Heimgangs sprach“, in das Anrufungen Gottes und Beschwörungen verschiedener Engel sowie weiterer Gestalten eingefügt worden sind. Dabei finden sich mehrfach Bezüge zu anderen religiösen Vorstellungen, die im ägyptischen Raum verbreitet waren, wie der Gnosis. Das eigentliche Ziel des etwas verworren wirkenden Textes ist die Segnung eines Gefäßes mit Wasser und Öl, das dann für heilende Zwecke eingesetzt werden soll. Die Person, für die gebetet wird, kann an entsprechenden Stellen jeweils mit Namen genannt bzw. eingefügt werden.

Verfasst wurde der Papyrus wohl von einem herumreisenden Magier oder „Zauberdienstleister“ (Richard L. Gordon), der seine Fähigkeiten Bedürftigen anbot und ihnen womöglich auch seine Texte verkaufte. Der Text ist nämlich nicht nur hier, sondern in leicht abweichenden Formen noch auf einem Londoner (Ms. Or. 6796) und Heidelberger Papyrus (P. Heidelberg 1685) erhalten, dort sogar vollständiger. Und noch zahlreiche weitere ähnliche Zauberpapyri wurden gefunden.

Besonderheiten der Gießener Stücke sind ihre Faltung in der Seitenmitte und die erkennbaren Einstichspuren in deren Nähe. Während man Papyrus zunächst als Rolle verwendete, zeigt sich hier der Übergang zum gehefteten Büchlein (Kodex). Ursprünglich bestand das Gebet sogar aus vier gefalteten Blättern, die nach dem Knicken aufeinandergelegt und dann zusammengenäht wurden. Erhalten haben sich nur die beiden mittleren.

Der Papyrus gehört zu den ersten Objekten der dritten papyrologischen Gießener Teilsammlungen, den sogenannten *Papyri landanae*. Dabei handelt es sich um die Privatsammlung des klassischen Philologen Karl Kalbfleisch (1868–1946), der ab 1903 Professor in Marburg war und 1913 nach Gießen wechselte. Zugleich übernahm er dort bis Ende 1944 die Betreuung aller Papyri und Ostraka. Seit 1906 erwarb Kalbfleisch erste eigene Papyri, die er nach seinem Großvater, dem Gelnhäuser Verleger Karl Reinhold Janda (1805–1869), benannte. Er war dazu auch Mitglied im Deutschen Papyruskartell, von dem er diese beiden in Eschmunên gefundenen Stücke 1907 erwarb. Seine

Sammlung brachte er mit nach Gießen und ließ sie bald im feuersicheren Handschriftenzimmer der alten Universitätsbibliothek in der Keplerstraße 2 aufstellen. Ende 1939 widersprach er noch einer Verlagerung der Stücke in den Keller des Gebäudes. Als jedoch die beiden anderen Papyrussammlungen (P. Giss. und P.B.U.G.) um 1942 in den Kellertresor der Dresdner Bank (Johannesstraße 1) ausgelagert wurden, gelangten die P. land. doch noch ins Untergeschoss. Dort blieben sie trotz der Zerstörung des Gebäudes im Dezember 1944 weitestgehend unbeschadet. Kalbfleisch vererbte sie nach seinem Tod 1946 der Universitätsbibliothek. Mit 1.166 Nummern verteilt auf 364 Glasplatten sind sie heute die größte Teilsammlung.

Foto: Barbara Zimmermann



Eine Seite des koptischen Zauberpapyrus. Gut zu erkennen sind die Knickfalte und die Einstiche.